



WALTER HETTICHE
Goethes Sommerreise 1805

Erstpublikation:

Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 2005, S. 56-81.

Für den Druck überarbeitete Fassung eines Vortrags, der am 9. Mai 2005 in der Münchener Ortsvereinigung der Goethe-Gesellschaft gehalten wurde.

Vorlage:

Datei des Autors.

Autor:

Dr. Walter Hettche

LMU München

Institut für Deutsche Philologie

Schellingstraße 3

80799 München

E-Mail: <walter.hettche@germanistik.uni-muenchen.de>

WALTER HETTICHE
Goethes Sommerreise 1805

I

Die literarische Darstellung der Reise, die Goethe vom 6. Juli bis zum 6. September des Jahres 1805 unternahm, stand immer schon im Schatten seiner großen und ohne Zweifel bedeutenderen Reisebücher, der ‚Italienischen Reise‘, der ‚Campagne in Frankreich‘ und selbst der Tagebücher seiner Schweizer Reisen. Ein selbständiges autobiographisches Werk, das diese Sommerreise schildert, gibt es nicht. Was wir über sie wissen, geht fast ausschließlich zurück auf die auch von der Forschung eher stiefmütterlich behandelten ‚Tag- und Jahres-Hefte als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse‘, wie der vollständige Titel lautet. Sie wurden zuerst 1830 im 31. und 32. Band der ‚Ausgabe letzter Hand‘ in einer von Eckermann redigierten Fassung publiziert. Die erste Edition, die den authentischen und autorisierten Text nach Goethes Handschrift bietet, ist erst 1994 als 17. Band der 1. Abteilung der ‚Frankfurter Goethe-Ausgabe‘ im Deutschen Klassiker Verlag erschienen, herausgegeben von der Weimarer Literaturwissenschaftlerin Irmtraut Schmid. Wer sich mit den ‚Tag- und Jahres-Heften‘ ernsthaft beschäftigen möchte, sollte sie in dieser Ausgabe lesen und vor allem nach ihr zitieren.

Die ‚Tag- und Jahres-Hefte‘ wird man kaum zu den kanonisierten und dem breiten Publikum bekannten literarischen Werken Goethes zählen. Die ‚Hamburger Ausgabe‘, sicher immer noch die am weitesten verbreitete Edition, bringt nur Auszüge aus dieser spätesten autobiographischen Schrift Goethes, ein Verfahren, das man sich im Falle der ‚Italienischen Reise‘ sicher zweimal überlegt hätte. Eine Separatausgabe der ‚Tag- und Jahres-Hefte‘ ist auf dem Buchmarkt derzeit nicht erhältlich. Dabei handelt es sich um ein Werk, das hinsichtlich der Qualität der literarischen Gestaltung und selbst des bloßen Informationsgehalts den Vergleich etwa mit ‚Dichtung und Wahrheit‘ nicht zu scheuen braucht. Freilich darf man hier wie dort Goethes „Bekenntnisse“ nicht als faktizistische Dokumente mit dem Status quasi-objektiver historischer Quellen lesen. Sie sind trotz des spröden Titels ein genuin literarischer Text, wie alle Autobiographien angesiedelt an der unscharfen Grenze zwischen Fakt und Fiktion. An dem Abschnitt über das Jahr 1805 läßt sich das besonders gut studieren. Er ist in mancherlei Hinsicht aus den Darstellungen der übrigen Jahre zwischen 1749 und 1822 herausgehoben: Das Jahr 1805 gehört zu den ersten, die Goethe für die ‚Tag- und Jahres-Hefte‘ bearbeitet hat – „Schema des Jahrs 1805“,¹ notiert er am 23. August 1817 im Tagebuch –, der Abschnitt über 1805 ist der längste dieses Werkes, und schließlich zeichnet er sich aus durch einen hohen Grad der Literarisierung und durch die lebensgeschichtliche Bedeutung des behandelten Jahres.

¹ WA III 6, S. 97.

Die im Vergleich zu anderen Passagen stärkere Fiktionalisierung des Erzählten ist nicht zuletzt auf die spärliche Quellenlage zurückzuführen, die Goethe bei der Arbeit an der Schilderung des Jahres 1805 zur Verfügung stand. Konnte er sich für frühere und spätere Phasen seines Lebens fast immer auf reiches handschriftliches Material stützen, auf seinen Briefwechsel und vor allem auf sein Tagebuch, so ist das Jahr 1805 – und darin vor allem die Sommerreise von Juli bis September – so dünn dokumentiert wie kaum ein anderer Zeitraum in Goethes Erwachsenenleben. Es gibt aus diesen Monaten keine Tagebucheinträge Goethes, nur ganz wenige auf der Reise selbst niedergeschriebene Notizen, und von der Fahrt nach Helmstedt und in den Harz, die er vom 14. bis 27. August unternahm, ist nur ein einziger Brief an Christiane Vulpius überliefert.² Bei den meisten anderen autobiographischen Werken Goethes ist die Möglichkeit gegeben, die Erzählung mit den Dokumenten aus der geschilderten Zeit zu parallelisieren, die ‚Italienische Reise‘ von 1816/17 beispielsweise mit dem Reisetagebuch von 1786/88; man kann also die fiktionale Rekonstruktion des Erlebten durch Vergleiche mit den Quellen detailliert nachvollziehen und etwa im Fall der ersten Schweizer Reise von 1775 den Wandel von der ungekünstelt-derben Sprache des Tagebuchs hin zur klassizistisch gemilderten Überformung in ‚Dichtung und Wahrheit‘ verfolgen. Im Falle der Sommerreise von 1805 sind solche Entdeckungen kaum zu machen: Dort hat sich Goethe fast durchgehend entweder auf die eigene Erinnerung verlassen müssen, die durch den Abstand vieler Jahre zwischen dem Erleben und seiner autobiographischen Aufarbeitung gewiß nicht immer zuverlässig war, oder er hat gedruckte Quellen wie etwa die 1811 erschienenen ‚Biographische Nachrichten über den <1809> zu Helmstädt verstorbenen Hofrath und Doktor G. C. Beireis‘ von Johann Karl Sybel zu Rate gezogen, die er vom 4. Juni 1825 bis 17. April 1826 aus der Weimarer Hofbibliothek entliehen hat. Das sollte man immer bedenken, wenn man die ‚Tag- und Jahres-Hefte‘ wie ein Quellenwerk von unzweifelhafter Autorität und Authentizität zu lesen versucht ist.

II

Das Jahr 1805 hatte für Goethe schlecht begonnen. Zwei „schreckhafte Vorfälle“, nämlich zwei Brände in Weimar am 6. und 8. Januar, läßt er in den ‚Tag- und Jahres-Heften‘ nachträglich als üble Vorbedeutungen erscheinen; er sei davon „jedemal persönlich bedroht“ gewesen.³ Doch die schweren Krankheiten, die ihn im Januar und Februar heimsuchten, erwiesen sich als ungleich gefährlicher. „efand mich nicht wohl“ und

² 19. August 1805; WA IV 19, S. 44f.

³ Johann Wolfgang Goethe, Tag- und Jahres-Hefte, in: Johann Wolfgang Goethe, Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche, hrsg. von Friedmar Apel u. a. Bd. 17, hrsg. von Irmtraut Schmid, Frankfurt/M. 1994, S. 141, Abs. 450 (künftig mit der Sigle FA 17 zitiert. Die neben der Seitenzahl angegebene Absatznummer erleichtert das Auffinden der zitierten Stellen in anderen Goethe-Ausgaben).

„Blieb im Bette“,⁴ notiert Goethe am 11. und 12. Januar ins Tagebuch, und am 17. Januar 1805 klagt er in einem Brief an Schiller: „bey mir hinkt es bald hier, bald dort, und sind die Unbequemlichkeiten aus den Gedärmen ans Diaphragma, von da in die Brust, ferner in den Hals und so weiter ins Auge gezogen, wo sie mir denn am allerunwillkommensten sind.“⁵ Anfang Februar verschlimmerte sich sein Zustand so sehr, daß man um sein Leben fürchtete; erst am 10. Februar konnte Schiller an Cotta melden: „Goethe lag einige Tage gefährlich an einer Lungenentzündung, ist aber jetzt wieder außer Gefahr.“⁶ Kaum war das überstanden, stellten sich Anfang März heftige Nierenkoliken ein, die schubweise bis in den April immer wiederkehrten. Erst gegen Ende des Monats besserte sich sein Gesundheitszustand allmählich – „Übrigens geht es mir gut, solange ich täglich reite“,⁷ schreibt er am 25. April an Schiller –, aber nun ging es dem Freund immer schlechter. Schillers Tod am 9. Mai 1805 setzte allen Hoffnungen auf ein gesundes und produktives Jahr in der Arbeitsgemeinschaft mit Schiller ein jähes Ende.

Aus existenziellen Krisen hat sich Goethe im Laufe seines Lebens immer wieder durch „Tätigkeit“ zu befreien vermocht, und auch nun versucht er, dieses oft bewährte Therapeutikum anzuwenden. In den ‚Tag- und Jahres-Heften‘ heißt es: „Als ich mich ermannt hatte, blickt’ ich nach einer entschiedenen großen Thätigkeit umher; mein erster Gedanke war den *Demetrius* zu vollenden.“⁸ Zunächst hatte es den Anschein, als sollte das Projekt gelingen, aber die Formulierung in den ‚Tag- und Jahres-Heften‘, mit der Goethe von der Hoffnung auf ein Gelingen dieses Vorhabens spricht, zeugt zugleich von ihrem Scheitern: „Ich *schien* mir gesund, ich *schien* mir getröstet.“⁹ Die geplante Vollendung des ‚Demetrius‘ mißlingt, und Goethes bitteres Resümee lautet: „Nun fing er <Schiller> mir erst an zu verwesen; unleidlicher Schmerz ergriff mich, und da mich körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten, so war ich in traurigster Einsamkeit befangen.“¹⁰

Nach dem anregenden Umgang mit dem Hallenser Altphilologen Friedrich August Wolf, der ihn Ende Mai mit seiner Tochter in Weimar besucht hatte, war Goethe im Sommer 1805 soweit wiederhergestellt, daß an eine Erholungsreise gedacht werden konnte. Man hatte verschiedene Kurorte erwogen – Karlsbad, Liebenstein, Beutnitz –, entschied sich aber schließlich für Lauchstädt, das sich wegen seiner vor allem bei Stoffwechsel- und Harnwegserkrankungen angezeigten Heilquellen als das geeignete Bad für Goethes Nierenbeschwerden empfahl. Goethe hat es aber ohne Zweifel in erster Linie wegen der Nähe zu Halle und damit zu dem Freund Friedrich August Wolf ge-

⁴ Johann Wolfgang Goethe, Tagebücher. Historisch-kritische Ausgabe. Im Auftrag der Stiftung Weimarer Klassik hrsg. von Jochen Golz unter Mitarbeit von Wolfgang Albrecht, Andreas Döhler und Edith Zehm. Bd. III,1: 1801–1808. Text, hrsg. von Andreas Döhler. Stuttgart / Weimar 2004, S. 180.

⁵ WA IV 17, S. 242.

⁶ NA 32, S. 192.

⁷ WA IV 17, S. 275.

⁸ FA 17, S. 141, Abs. 451.

⁹ FA 17, S. 142, Abs. 451; Hervorhebung W. H.

¹⁰ FA 17, S.142f., Abs. 451.

wählt. Das geht aus einigen Briefen Goethes an Wolf hervor, in denen er den „Wunsch, Sie, verehrter Freund, wiederzusehen“¹¹ als Grund für die Reise nach Lauchstädt nennt. Goethe und Christiane hatten den Kurort bisher immer nur in Theaterangelegenheiten besucht, und die Sommerkur des Jahres 1805 hat ihn nicht zu wiederholten Kuraufenthalten in Lauchstädt angeregt. Es sei ihm dort „nicht zum Besten“ gegangen, schrieb er am 5. September 1805 an Wolf: „Den Versuch mich in eine Wüste zu begeben werde ich nicht wieder wagen.“¹² Am 6. Juli brach Goethe en famille, mit Christiane und dem 15jährigen August und begleitet von Friedrich Riemer, nach Lauchstädt auf. Schon kurz nach der Ankunft reiste er zu einem ersten Besuch nach Halle, wo er bei Freund Wolf wohnen konnte. Dort gab es geistige Anregungen vielfältigster Art; so hörte Goethe die Vorlesungen des Phrenologen Franz Josef Gall, die ihm, wie er in den ‚Tag- und Jahres-Heften‘ schreibt, sehr zusagten; auch der gesellige Umgang mit dem Gelehrten belebte und erheiterte ihn. Doch nicht nur in Halle war für geistreiche Unterhaltung gesorgt, auch in Lauchstädt selbst versuchte man, die Zeit nicht nur mit den eigentlichen Kuranwendungen, sondern auch mit kulturellen Veranstaltungen zu füllen. So wurde am 3. August 1805 die neue Bühnenfassung des ‚Götz von Berlichingen‘ gegeben, eine Aufführung, die auch ein 17jähriger Student namens Joseph von Eichendorff besucht hat. In seinem Tagebuch notiert er, „das vortreffliche Trauerspiel u. die nicht minder gute Darstellung der Schauspieler“ hätten ihn und seinen Bruder Wilhelm erfreut, und er fährt fort: „Sr. Exelentz der Geheime Rath von Göthe saß selbst mit seiner Demois. Vulpius in der Loge und blikte so herab auf das Entzücken, welches das Kind seines Geistes rings verbreitete.“¹³ Einen Höhepunkt der Reise bildete der lange erhoffte, immer wieder verschobene und schließlich doch überraschende Besuch Karl Friedrich Zelters am 9. August, einen Tag, bevor die große Gedenkfeier für Schiller über die Bühne ging. Cottas ‚Allgemeine Zeitung‘ berichtete über diese Veranstaltung: „Man gab bei einem bis zum Ersticken vollen Hause erst die drei letzten Akte von Maria Stuart, dann die Gloke, und schloß mit einem Epilog von Goethe auf Schiller. Die Gloke war dramatisch vorgestellt. Sie wurde gegossen, herausgebrochen und aufgezogen. <...> Der Ton- und Melodienreiche Zelter aus Berlin war Tags vorher in Lauchstädt angekommen, und hatte sogleich eine sehr schöne Schlußmusik gesezt. <...> Es bemächtigte sich eine süsse, unnennbare Wehmuth der Gemüther.“¹⁴ Das war ein wenig geflunkert, denn Zelters Vertonung war, anders als der Komponist persönlich, nicht rechtzeitig eingetroffen und konnte erst bei der zweiten Vorstellung aufgeführt werden.¹⁵

¹¹ 6. Juli 1805; WA IV 19, S. 25.

¹² WA IV 19, S. 59.

¹³ Joseph von Eichendorff, Tagebücher, in: Joseph von Eichendorff, Werke, hrsg. von Wolfgang Frühwald, Brigitte Schillbach und Hartwig Schultz. Bd. 5, hrsg. von Hartwig Schultz, Frankfurt/M. 1993, S. 125.

¹⁴ Zitiert nach: Goethe und Cotta, Briefwechsel 1797–1832. Textkritische und kommentierte Ausgabe in drei Bänden, hrsg. von Dorothea Kuhn, Stuttgart 1983, Bd. 3/1, S. 203.

¹⁵ Vgl. ebd., S. 203.

Bald nach der Schillerfeier, am 12. August, kehrten Christiane und Riemer nach Weimar zurück, und am 14. August machten sich Goethe, Sohn August und Friedrich August Wolf auf den Weg nach Helmstedt. Die früheren Reisen in den Harz und seine Umgebungen – 1777, 1783 und 1784 – hatten im Zeichen der Geologie gestanden, der Erkundung von Gesteinsformationen und Bergwerken im Hinblick auf den Ilmenauer Bergbau. Diesmal verfolgt Goethe andere Interessen. Nur ganz am Rande wird auch die Geologie in den ‚Tag- und Jahres-Heften‘ erwähnt, wenn Goethe knapp berichtet: „Wir verfolgten unsern Weg und da der Uebergang aus einer Flußregion in die andere, immer der Hauptaugenmerck mein des Geognosten war, so fielen mir die Sandsteinhöhen auf, die nun, statt nach der Elbe, nach der Weser hindeuteten.“¹⁶ Wenn es also nicht die Geologie, die Naturwissenschaft im weiteren Sinne war: was zog Goethe dann nach Helmstedt? Über den eigentlichen Anlaß für den Ausflug hatte er schon am 10. August an Herzog Carl August geschrieben:

Nun hoffe ich noch vor meiner Rückkehr einen <...> bedeutenden Mann kennen zu lernen; denn ich gedencke, theils um mich an neuen Gegenständen zu erheitern, theils um zu sehen wie eine weitere Fahrt mir zusagt, mich nach Helmstedt zu begeben und daselbst den wunderlichen Beyreis in seinem Hamsterneste kennen zu lernen. Man hat soviel von ihm und seinen Besitzungen gehört daß es nicht erlaubt ist beyde nicht selbst gesehen, gekannt und geprüft zu haben. Vielleicht begleitet mich Geh. R. Wolf wodurch sich das Interesse der Betrachtung, so wie der Reise überhaupt ungemein erhöhen müßte.¹⁷

Der Plan zu dieser Fahrt muß indessen bereits Ende Juli oder Anfang August gefaßt worden sein, denn am 8. August 1805 schreibt Friedrich August Wolf an Goethe: „Von Helmstädt erwarte ich täglich Antwort auf die Anfrage, ob man wol zwischen dem 15-18ten d. den Ehrenmann <also Beireis> zu Hause finden werde.“¹⁸

Dieser „wunderliche“ Gottfried Christoph Beireis war um 1800 eine deutsche, wenn nicht europäische Berühmtheit.¹⁹ 1730 im thüringischen Mühlhausen geboren, hatte er in Helmstedt Jura und Naturwissenschaften studiert, wohin er nach ausgedehnten Reisen 1756 zurückkehrte, um ein Medizinstudium aufzunehmen. In Hamberger / Meusels ‚Das gelehrte Teutschland oder Lexikon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller‘ von 1796 wird er als „D<oktor> und ordentl. Professor der Arzneygelahrheit, Chirurgie und Physik, wie auch Magister und ordentlicher Professor der Phil<osophie>

¹⁶ FA 17, S. 154, Abs. 480.

¹⁷ WA IV 19, S. 34f.

¹⁸ Friedrich August Wolf, Ein Leben in Briefen, hrsg. von Siegfried Reiter, Stuttgart 1935, Bd. 1, S. 401

¹⁹ Beireis' Lebensgeschichte erzählt ausführlich Alexander Bessmertny, Gottfried Christoph Beireis, in: Jahrbuch der Sammlung Kippenberg 9 (1931), S. 96–171. Dieser Darstellung ist auch der vorliegende Aufsatz verpflichtet.

auf der Universität zu Helmstädt“ aufgeführt.²⁰ Dabei ist er nicht einmal promoviert gewesen. In seinem Eintrag in August von Goethes Stammbuch nennt er sich gar „Primarius Professor Medicinae, Chemiae, Chirurgiae, Pharmaceutices, Physices, Botanices et reliquae Historiae naturalis“,²¹ woraus man vielleicht auf einen gewissen Hang zur Hochstapelei schließen darf. Auch seine Erklärung der Etymologie seines Namens deutet in diese Richtung; er behauptete nämlich, seine Vorfahren stammten aus der Nähe eines Dorfes namens Reis, und Bei-Reis bedeute soviel wie „von Reis“, er sei also von altem Adel.

Seine Bekanntheit beruht nicht auf seinen wissenschaftlichen Leistungen, von denen man annehmen müßte, daß sie sich in zahlreichen Publikationen niedergeschlagen hätten; er hat aber im Gegenteil recht wenig veröffentlicht, und zwar ein allem Anschein nach recht heterogenes Sammelsurium von Kleinigkeiten, darunter Titel wie ‚Beschreibung eines amerikanischen Frosches‘, ‚Von den die Wurzeln des Winterrübsaamens zerfressenden Larve der Gallwespe‘ und ‚Ueber den Opal und dessen Entstehung‘. Die medizinischen Dissertationen, die er als seine eigenen ausgab, stammten in Wirklichkeit von seinen Schülern; trotzdem hat er sie zusammenbinden und mit dem Titel ‚Beireisii Opuscula‘ versehen lassen. Goethes Interesse an diesem Mann ist also gewiß nicht in erster Linie durch dessen Ruf als Wissenschaftler geweckt worden, sondern, wie er ja bereits in seinem Brief an Herzog Carl August schreibt, von seinen „Besitzungen“, seinen umfangreichen und vielgestaltigen Kunst-, Naturalien- und Kuriositätensammlungen. Wann Goethe zum ersten Mal von diesen Sammlungen erfahren hat, läßt sich nicht genau feststellen; eine erste dokumentarisch belegte Begegnung mit dem Namen Beireis ist ein Brief des Archäologen Alois Ludwig Hirt an Goethe vom 22. August 1799, in dem von Beireis' Kunstsammlung die Rede ist. Zwei Jahre später, am 24. Dezember 1801, erhält Goethe von Justus Christian Loder eine Schrift von Beireis mit dem einigermaßen barocken Titel ‚Ein Morgengesicht oder eine Erscheinung des Hofraths und Professors Beireis, nachdem er das unvergleichliche, gestikte Gemälde, welches den Aeskulap vorstellet, als ein unschätzbares Geschenk von der Frau Hofräthin und Professorin Schlözerin erhalten hatte‘ (Helmstedt 1801). Es ist aber anzunehmen, daß Goethe schon früher die mancherlei Legenden über den Helmstedter Universalgelehrten gekannt hat, zum Beispiel über seinen sagenhaften Reichtum und seine angebliche Fähigkeit zum Goldmachen. Die früheste bekannte Schilderung seiner Sammlungen findet sich in dem ‚Auszug aus dem Schreiben eines Reisenden vom Jahre 1782‘ im ‚Geographischen Magazin‘; eine weitere stammt von dem 20jährigen Alexander von Humboldt, der Beireis im Frühjahr 1789 besucht hat und seinem Freund Wilhelm Gabriel Wegener in einem ausführlichen Brief davon berichtet.²²

²⁰ Das gelehrte Teutschland oder Lexikon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller<, > angefangen von Georg Christoph Hamberger<, > fortgeführt von Johann Georg Meusel, Lemgo ⁵1796, photomech. Nachdruck Hildesheim 1965, Bd. 1, S. 219.

²¹ Vgl. die Abbildung bei Bessmertny, a. a. O. (Anm. 19), S. 97.

²² Jugendbriefe Alexander von Humboldts an Wilhelm Gabriel Wegener, hrsg. von Albert Leitzmann, Leipzig 1896, S. 58f.

Die Zusammensetzung der Beireisschen Sammlungen kann Goethe im Sommer 1805 nur in groben Zügen und nur vom Hörensagen gekannt haben. Zur Zeit der Niederschrift der ‚Tag- und Jahres-Hefte‘ lagen die Dinge anders. Am 12. April 1811 war Goethe von Karl Ludwig Knebel auf das eben erschienene Verzeichnis des Beireis-Nachlasses aufmerksam gemacht worden: „Indeß ist mir doch eine Erscheinung gekommen, die mehr etwas Seltsames, Vortreffliches anzeigt, als es schon giebt und dieses ist der Katalog von des verstorbenen Beireis Wundersachen.“²³ Der Katalog trägt den Titel ‚Verzeichniß einer ansehnlichen Sammlung von mannigfaltigen größtentheils kostbaren und auserlesenen Seltenheiten aus allen Reichen der Natur und Kunst in einem Zeitraume von sechzig Jahren sorgfältig zusammengebracht durch Christoph Gottfried Beireis der Arzneigelahrtheit und Weltweisheit Doctor, Herzogl Braunsch. Leib-arzt und Hofrath, der theoretischen und practischen Medicin, Physik, Chemie, gesammten Naturgeschichte etc. öffentlicher ordentlicher Lehrer auf der ehemaligen Julius-Carls-Universität zu Helmstedt etc. welche am 17ten Juny 1811 und folgenden Tagen öffentlich versteigert werden sollen. ‘ Goethe hat den Katalog bei der Arbeit an den Beireis-Abschnitten der ‚Tag- und Jahres-Hefte‘ zur Hand gehabt, so daß er sich die einzelnen Sammlungsgegenstände leicht wieder in Erinnerung rufen konnte; über manche Gegenstände aus Beireis’ Besitz hat er sich beim Besuch in Helmstedt auch selbst einiges notiert. Angesichts der bizarren Vielfalt der Beireisschen Sammlungen und der höchst eigenwilligen Art ihrer Präsentation hat es solcher Gedächtnisstützen aber wohl gar nicht bedurft; wer das einmal gesehen hatte, konnte es gewiß nie mehr vergessen. Beireis hat schlechterdings alles gesammelt, was nicht niet- und nagelfest war, und er hatte, wie Goethe in den ‚Tag- und Jahres-Heften‘ anschaulich schildert, die sonderbarsten Vorstellungen vom materiellen wie vom kulturellen Wert seines Besitzes.

Bei seiner Schilderung der Beireisschen Schätze fängt Goethe absichtsvoll mit den größten Kuriositäten an, nämlich den sogenannten Vaucansonischen Automaten. Der französische Mechaniker Jacques de Vaucanson (1709–1782) hatte in den dreißiger Jahren einige Automaten konstruiert, von denen Beireis drei besaß, nämlich den berühmten künstlichen Flötenspieler, der mit Hilfe von Walzen und Blasebälgen tatsächlich auf der Flöte blies (wobei er sogar die Goethesche Maxime befolgte: „Blasen ist nicht flöten, ihr müßt die Finger bewegen“²⁴), dann den von Goethe nicht erwähnten Tambour und schließlich eine Ente, die mit dem Schnabel Nahrung aufnehmen, hinunterschlucken und am anderen Ende des Stoffwechsels wieder von sich geben konnte. Mögen die Wunderwerke auch irgendwann einmal tatsächlich funktioniert haben; als Goethe sie bei Hofrat Beireis betrachtete, waren sie in einer jämmerlichen Verfassung. In den ‚Tag- und Jahres-Heften‘ schreibt er:

²³ Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel (1774–1832), [hrsg. von G. E. Guhrauer], Leipzig 1851, Bd. 2, S. 37.

²⁴ ‚Maximen und Reflexionen‘ Nr. 472.

die Vaucansonischen Automaten fanden wir durchaus paralysirt. In einem alten Gartenhause saß der Flötenspieler in sehr unscheinbaren Kleidern; aber er flötete nicht mehr, und Beireis zeigte die ursprüngliche Walze vor, deren erste einfache Stückchen ihm nicht genügt hatten. Dagegen ließ er eine zweyte Walze sehen die er von jahrelang im Hause unterhaltenen Orgelkünstlern unternehmen lassen, welche aber, da jene zu früh geschieden, nicht vollendet noch an die Stelle gesetzt werden können, weshalb denn der Flötenspieler gleich Anfangs verstummte. Die Ente, unbefiedert, stand als Gerippe da, fras den Hafer noch ganz munter, verdaute jedoch nicht mehr; an allem dem ward er aber keinesweges irre, sondern sprach von diesen veralteten halbzerstörten Dingen mit solchem Behagen und so wichtigen Ausdruck als wenn seit jener Zeit die höhere Mechanik nichts frisches bedeutenderes hervorgebracht hätte.²⁵

Diese Beschreibung hat den Verfasser einer der wenigen gründlichen Untersuchungen über Goethes Reise nach Helmstedt zu einer sonderbaren Interpretation bewogen. Dieter Matthes schreibt: „Der Dichter läßt durchblicken, wie er selbst, als der ankommende Gast, den Figuren gegenübertritt und erkennt: das, was Dir da gezeigt wird, bist im Grunde Du selbst. Der Zustand, in dem sich die beiden Maschinen befinden, gleicht Deinem eigenen Zustand.“²⁶ Man kann sich ja vieles vorstellen, aber daß Goethe Parallelen zwischen sich und einer defekten mechanischen Ente gesehen haben soll, ist denn doch etwas weit hergeholt. Die Funktion dieser Schilderung scheint viel eher die einer impliziten Leseregeln für die folgenden Abschnitte zu sein. Nach der Lektüre ist man nämlich auf alles gefaßt: Was noch folgt, steht ganz im Zeichen der Zusammenhängigkeit, der Nutz- und Wertlosigkeit, wie zum Beispiel Teile der naturwissenschaftlichen Sammlungen:

Aber eine in der Mitte des Saals gedrängt stehende Reihe ausgestopfter Vögel zerfielen unmittelbar durch Mottenfras, so daß Gewürm und Federn auf den Gestellen selbst aufgehäuft lagen; er bemerkte dieß auch und versicherte es sey eine Kriegslist: denn alle Motten des Hauses zögen sich hieher und die übrigen Zimmer blieben von diesem Geschmeiß rein.²⁷

Selbst wenn sich Goethe im Anschluß daran einem Teil der Beireisschen Kollektaneen zuwendet, an dem er auch Lobenswürdiges findet und den er einer detaillierten Beschreibung würdig erachtet, gewinnen die Sammlungsgegenstände in Goethes Schilder-

²⁵ FA 17, S. 155f., Abs. 486.

²⁶ Dieter Matthes, Goethes Reise nach Helmstedt und seine Begegnung mit Gottfried Christoph Beireis. Eine Untersuchung zum Bildstil der ‚Tag- und Jahreshefte‘, in: Braunschweigisches Jahrbuch 49 (1968), S. 121–201, hier S.152. – Matthes’ Aufsatz ist nach wie vor die materialreichste Untersuchung zu den Beireis-Abschnitten der ‚Tag- und Jahres-Hefte‘, auch wenn der Verfasser gelegentlich zu Überinterpretationen neigt.

²⁷ FA 17, S. 156, Abs. 488.

nung den Charakter des Halbseidenen. So erfährt man über die Gemäldesammlung zunächst, daß sich Beireis in

seine<> neuste<> Liebhaberey<...> ohne die mindeste Kenntniß eingelassen hatte. Bis ins Unbegreifliche ging der Grad womit er sich hierüber getäuscht hatte, oder uns zu täuschen suchte, da er denn doch auch vor allen Dingen gewisse Curiosa vorzustellen pflegte. Hier war ein Christus bey dessen Anblick ein Göttinger Profeßor in den bittersten Thränenguß sollte ausgebrochen seyn, sogleich darauf ein von einer englischen Dogge angebelltes natürlich genug gemaltes Brod auf dem Tische der Jünger zu Emaus, ein anderes aus dem Feuer wunderwürdig gerettetes Heiligenbild und was dergleichen mehr seyn mochte.²⁸

Diese doch eher fragwürdigen Echtheitsbeweise nennt Beireis selbst in der oben erwähnten Schrift ‚Ein Morgengesicht oder eine Erscheinung <...>‘,²⁹ und auch Achim von Arnim, der Beireis ein Jahr nach Goethe besuchte, schreibt in seinem Brief an Goethe vom 1. September 1806: „Unter den Gemälden schien er nur das zu schätzen, was Hunde angebellt oder Consistorialräthe beweint“.³⁰ Dabei bestand die Sammlung zum großen Teil aus wertlosen Kopien, die Beireis für unschätzbar wertvolle Originale ansah, teils auch aus Gemälden, die Goethe seinerseits für echt hielt (zum Beispiel ein angebliches Selbstportrait Dürers), die aber, wie sich inzwischen herausgestellt hat, ebenfalls Kopien waren. Aber selbst dann, wenn Goethe die Kunstwerke enthusiastisch lobt, hat er dennoch berechtigten Grund zur Kritik, und zwar an Beireis' Verfahren der Aufbewahrung und Präsentation seiner Sammlung. Goethe schreibt:

Die Art seine Bilder vorzuweisen war seltsam genug und schien gewissermaßen absichtlich; sie hingen nämlich nicht etwa an den hellen breiten Wänden seiner oberen Stockwercke wohlgenießbar nebeneinander, sie standen vielmehr in seinem Schlafzimmer um das große Thronhimmelbette an den Wänden geschichtet übereinander, von wo er, alle Hülffleistung ablehnend, sie selbst herholte und dahin wieder zurückbrachte.³¹

Dieser unangemessene Umgang mit den von ihrem Besitzer ja doch für kostbar gehaltenen Bildern steht in klarem Gegensatz zu Goethes eigener Sammlungspflege, die er in ‚Dichtung und Wahrheit‘ auf das Vorbild seines Vaters im Elternhaus am Frankfurter Hirschgraben zurückgeführt hatte. Dort wurden nach dem Umbau von 1755 „die Ge-

²⁸ FA 17, S. 158, Abs. 491.

²⁹ Georg Christoph Beireis, Ein Morgengesicht oder eine Erscheinung des Hofraths und Professors Beireis, nachdem er das unvergleichliche, gestikte Gemählde, welches den Aeskulap vorstellet, als ein unschätzbare Geschenk von der Frau Hofrätthin und Professorin Schlözerin erhalten hatte, Helmstedt 1801 <ohne Paginierung>.

³⁰ Goethe und die Romantik, Briefe mit Erläuterungen, hrsg. von Carl Schüddekopf und Oskar Walzel, Bd. 2, Weimar 1899, S. 122.

³¹ FA 17, S. 158, Abs. 492.

mälde, die sonst in dem alten Hause zerstreut herumgehungen, nunmehr zusammen an den Wänden eines freundlichen Zimmers neben der Studierstube, alle in schwarzen, mit goldenen Stäbchen verzierten Rahmen, symmetrisch angebracht.“³²

Der dilettierende Umgang mit Kunstwerken, der Goethe an Beireis so abstößt, korrespondiert auch mit dessen naturhistorischen Interessen. Seine Sammlungen auf diesem Gebiet sind zwar umfangreich, werden aber von ihrem Besitzer kaum in ihrem wirklichen Wert geschätzt, sie werden ebenso nachlässig behandelt wie die Kunstwerke, und so, wie Beireis' Verhältnis zu seinen Kunstgegenständen ein unkünstlerisches war, ist seine Haltung zu den naturhistorischen Sammlungen eine unwissenschaftliche. Seine Sammlungen hätten, schreibt Goethe, durchaus „einen eigentlichen Zweck haben“ können, aber das, worauf Beireis „den meisten Werth legte“, seien „eigentlich Curiositäten“ gewesen, „die durch den hohen Kaufpreis Aufmerksamkeit und Bewunderung erregen sollten; wobey denn nicht vergessen wurde daß bey Ankauf desselben Kaiser und Könige überboten worden.“³³ Trotz seiner wohlklingenden Lehrstuhlbeschreibung, die Beireis unter anderem als Professor „reliquae Historiae naturalis“ ausweist, ging es ihm also nicht um eine zünftige naturforschende Tätigkeit, die Goethe als einzigen Zweck eines solchen Naturalienkabinetts anerkennen könnte, sondern um das bloße Habenwollen, das Vorführen, den materiellen Wert. Goethe macht das besonders deutlich, wenn er von dem berühmten gänseeigroßen Diamanten erzählt, über dessen Wert und Herkunft viel spekuliert wurde. Goethe setzt diesem unkritischen Bestaunen eine nüchtern wissenschaftliche Erklärung entgegen, nicht ohne vorher noch mit Genuß zu erzählen, daß Beireis „ohne weitere Ceremonien aus der rechten Hosentasche das bedeutende Naturerzeugniß“ hervorholte.³⁴ Beireis stellt dann, wie Goethe formuliert, „einige zweydeutige Versuche <an>, welche die Eigenschaften eines Diamanten bethätigen sollten“; Goethe selbst führt dagegen eine „chromatische<> Prüfung<>“ durch, in deren Verlauf der angebliche Riesendiamant allerdings Eigenschaften zeigt, die doch eher auf einen Bergkristall schließen lassen, weshalb Goethe „im Stillen wohl einige Zweifel gegen die Aechtheit dieses gefeyerten Schatzes fernerhin nähren durfte.“³⁵ In Beireis' Nachlaß hat sich dieses angebliche Naturwunder übrigens nicht mehr vorgefunden.

In dem Brief, den Goethe nach der Reise am 28. August 1805 an Herzog Carl August schreibt, spricht er von Beireis' „unbedingte<m> Sammelgeist“, mit dem er „Altes und neues, Kunst und Natur, werthes und unwerthes, brauchbares und unnützes <...> an sich gezogen“ habe. Das Attribut „unbedingt“ klassifiziert das Beireissche Verfahren als unwissenschaftlich, unorganisch, ja als nachgerade enthemmt und schrankenlos. „Unbedingte Tätigkeit, von welcher Art sie sei, macht zuletzt bankerott“, steht in

³² Johann Wolfgang Goethe, Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit, hrsg. von Walter Hettche, Stuttgart 1991, Bd. 1, S. 29.

³³ FA 17, S. 157, Abs. 491.

³⁴ FA 17, S. 169, Abs. 525.

³⁵ FA 17, S. 169f., Abs. 526f.

den ‚Betrachtungen im Sinne der Wanderer‘,³⁶ und genau das erkennt Goethe als den Kardinalfehler in allen Handlungen des Helmstedter Professors. Und nun wird auch verständlich, warum Goethe das alles in solcher Breite erzählt. Er selbst ist schließlich auch Sammler, und wenn er sich (nach allem, was man weiß) auch keine künstlichen Enten gekauft hat, so sind doch deutliche Parallelen zwischen den Interessen Beireis’ und Goethes zu erkennen. Aber ebenso klar ist auch, daß die Verschrobenheit der Sammlung und ihrer Darbietung, die Goethe bei Beireis in Helmstedt kennengelernt hat, eine Kontrastfolie für die eigene planvolle, nachgerade professionelle Sammeltätigkeit darstellt. Goethe weiß, was er besitzt, er weiß, was er sich leisten kann, er weiß, wie man es sachgemäß aufbewahrt, wie man es katalogisiert und präsentiert und wie man es wissenschaftlich auswertet. Seine Sammlungen sind im besten Sinne lebendig, während die Beireisschen Wunderdinge zerstört, von Motten zerfressen oder im Schlafzimmer aufgestapelt sind. Ein solches kontrastierendes Verfahren hat Goethe in seinen autobiographischen Schriften immer wieder angewendet; ein Beispiel dafür ist etwa die Charakteristik Johann Christian Günthers in ‚Dichtung und Wahrheit‘, dem er wie Beireis das „Unbedingte“ seiner Lebensweise vorwirft: „Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten.“³⁷ Vor Günthers gescheitertem Lebenslauf modelliert Goethe die Folgerichtigkeit der eigenen Biographie, die sich freilich allenthalben als ein nachträgliches Konstrukt erweist. Eben darin liegt aber für Goethe der Sinn autobiographischen Schreibens.

III

So, wie die Beireisschen Sammlungen den Kontrast zu Goethes eigener Sammeltätigkeit bilden, so sind die Personen, die er nach dem Besuch in Helmstedt trifft, wiederum Kontrastfiguren zu Beireis. Zunächst fährt man nach Harbke, südlich von Helmstedt. Dort wohnte Röttger Graf von Veltheim, mit dessen Vater, dem Mineralogen und Zellerfelder Vizeberghauptmann August Ferdinand von Veltheim, Goethe schon seit Jahren „das Studium des Bergwesens verbunden“ hatte.³⁸ Der Aufenthalt in Harbke ist eindeutig als eine Erholung vom anstrengenden Beireis gezeichnet: „Die beste Bewirthung, der anmuthigste Umgang, belehrendes Gespräch“³⁹ erwartet die Reisenden dort, und Goethe interessiert sich besonders für die noch von Veltheims Großvater stammenden und heute noch existierenden Wald- und Parkanlagen. Die sind zwar noch im Geschmack des 18. Jahrhunderts „regelmäßig“ angelegt, behagen Goethe aber doch mehr als die Unnatur, die er im weiteren Verlauf der Reise auf den Spiegelsbergen bei Halberstadt antrifft und die ihm zu giftigen Zornesausbrüchen Anlaß gibt:

³⁶ ‚Maximen und Reflexionen‘ Nr. 461.

³⁷ Johann Wolfgang Goethe, Dichtung und Wahrheit (Anm. 32), S. 284.

³⁸ FA 17, S. 165, Abs. 516.

³⁹ FA 17, S. 166, Abs. 519.

Die Spiegelberge! unschuldig buschig bewachsne Anhöhen, dem nachbarlichen Harze vorliegend, jetzt durch die seltsamsten Gebilde ein Tummelplatz häßlicher Creaturen, eben als wenn eine vermaledeyte Gesellschaft, vom Blocksberge wiederkehrend, durch Gottes unergründlichen Rathschluß hier wäre versteinert worden. Am Fuße des Aufstiegs dient ein ungeheures Faß abscheulichem Zwergengeschlecht zum Hochzeitsaal; und von da, durch alle Gänge der Anlagen, lauern Mißgeburten jeder Art <...>.40

Auch hier also arbeitet Goethe mit antithetischen Gegenüberstellungen, und zwar mit expliziten wie mit impliziten. Denn natürlich geht es ihm nicht nur um die – explizite – Kontrastierung der Veltheimschen Anlagen mit den Spiegelsbergen, sondern um den impliziten, unausgesprochenen Vergleich beider Landschaften mit dem Garten im Weimarer Park an der Ilm.

Nach dieser kurzen Erholungspause bei halbwegs vernünftigen Zeitgenossen geht es zunächst noch einmal zurück nach Helmstedt und von dort nach Schloß Nienburg zu einem Mann, dem ein ähnlich zweideutiger Ruf vorausgeht wie Beireis in Helmstedt. Hatte Goethe in einem Brief an Herzog Carl August von dem „Merlin-Beireis“⁴¹ gesprochen, so macht man sich nun daran, „eine Art von gefährlichem Cyclophen“⁴² zu besuchen, nämlich den Landrat Karl Ernst von Hagen.⁴³ Er ist allgemein als „der tolle Hagen“ bekannt, und Goethe setzt alles daran, diesen Beinamen als gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Das fängt schon an, als Hagen gleich nach der Ankunft „auf das an tüchtigem Schmiedewerck hangende Schild seines neuerbauten Gasthofes“ aufmerksam macht.⁴⁴ Goethe erzählt zwar nicht genau, was auf dem Schild zu sehen ist, aber für die Literaturkundigen unter seinen Lesern ist die Erklärung dennoch zu entschlüsseln. Das Schild sei eine Anspielung auf jenes andere, „an welchem der *Reisende* in das *südliche Frankreich* sich so umständlich ergeht und ergötzt; man sah auch hier ein Wirthshaus mit dem bedenklichen Zeichen und umstehende Betrachter vorgestellt.“⁴⁵ In Moritz August von Thümmels ‚Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich‘ wird von dem Wirthshaus „Zum schwarzen Bocke“ in Harlem erzählt, dessen Schild einen Hintern mit einem Gesicht zeigt, und Goethe muß befürchten, daß ihn nun „nach dem edlen Helmstädter Drama“ eine „leidige<> Satyrposse“ erwartet.⁴⁶

Die spärliche Quellenlage, so wurde gesagt, erschwert die Überprüfung der Authentizität des in den ‚Tag- und Jahres-Heften‘ Geschilderten. Im Falle des Besuchs beim „tollen Hagen“ ist diese Möglichkeit jedoch gegeben, auch wenn das entsprechen-

⁴⁰ FA 17, S. 177, Abs. 548.

⁴¹ 28. August 1805; WA IV 19, S. 48.

⁴² FA 17, S. 170, Abs. 530.

⁴³ Im ‚Goethe-Handbuch‘ wird dieser Hagen mit dem Philologen Friedrich Heinrich von (der) Hagen verwechselt; Goethe-Handbuch, hrsg. von Bernd Witte u. a., Stuttgart 1999, Bd.3, S. 396.

⁴⁴ FA 17, S. 171, Abs. 530.

⁴⁵ FA 17, S. 171, Abs. 530.

⁴⁶ FA 17, S. 171, Abs. 531.

de Dokument weder von Goethes Hand stammt noch überhaupt zeitgenössisch ist. Es handelt sich um Johann Friedrich Weitzes ‚Rückblick eines evangelischen Predigers in der preußischen Provinz Sachsen, auf mehr, als funfzig Lebens- und mehr als dreißig Amtsjahre‘ (Halberstadt 1841). Dieser Pfarrer, den Goethe in seinen Briefen und Tagebüchern kein einziges Mal erwähnt und der auch in den ‚Tag- und Jahres-Heften‘ nicht vorkommt, ist bei Goethes Besuch auf Nienburg ebenfalls zugegen gewesen, und er erzählt davon sehr ausführlich in dem genannten Erinnerungsbuch. Nun kann es nicht darum gehen, festzustellen, welcher der beiden Texte (Goethes oder Weitzes) den Besuch bei Hagen am getreuesten wiedergibt, obgleich man wohl annehmen darf, daß es dem biedereren Landpfarrer weniger um die nachträgliche Literarisierung gegangen ist als vielmehr um einen möglichst genauen Bericht über dieses für ihn so besondere Ereignis. Wie auch immer: Es ist in jedem Fall aufschlußreich, welche Einzelheiten dieses Besuchstages Goethe in den ‚Tag- und Jahres-Heften‘ erwähnenswert findet und welche nicht.

Das betrifft zunächst die antiken Statuen, die Hagen in seiner Wohnung hat. Goethe schreibt:

In den Ecken des Saales standen saubere Abgüsse des Apollin und ähnlicher Statuen, wunderlich aber sah man sie aufgeputzt: denn er hatte sie mit Manschetten, von seinen abgelegten, wie mit Feigenblättern der guten Gesellschaft zu accommodiren geglaubt. Ein solcher Anblick gab nur um so mehr Apprehension, da man versichert seyn kann, daß Ein Abgeschmacktes gewiß auf ein anderes hindeutet, und so fand sichs auch. Das Gespräch war noch immer mit einiger Mäßigung, wenigstens von unserer Seite, geführt, aber doch auf alle Fälle in Gegenwart der heranwachsenden Kinder unschicklich genug. Als man sie aber während des Nachtisches fortgeschickt hatte, stand unser wunderlicher Wirth ganz feyerlich auf, nahm die Manschettchen von den Statuen weg, und meynte, nun sei es Zeit sich etwas natürlicher und freyer zu benehmen.⁴⁷

Dieses Verhalten widerspricht völlig Goethes Auffassung von der natürlichen Sinnlichkeit der antiken Statuen, die er bei der Sammlung und Präsentation seiner eigenen Abgüsse im Haus am Frauenplan vertritt. Indem Hagen die Blößen der Statuen zunächst verdeckt, die Feigenblätter dann aber zu vorgerückter Stunde wieder wegnimmt, erhält das ganze den Charakter des Zotig-Pornographischen – das steht Goethes Sicht der Antike diametral entgegen, die er gerade im Jahr 1805 in der Beschäftigung mit Johann Joachim Winckelmann noch einmal formuliert hat, zum Beispiel im Abschnitt „Schönheit“ seines Buches ‚Winckelmann und sein Jahrhundert‘. Nun ist es bezeichnend, daß die Episode mit den Feigenblättern in Weitzes Bericht überhaupt nicht vorkommt; es heißt dort vielmehr ganz im Gegenteil, Hagen habe es unpassend gefunden, wenn er

⁴⁷ FA 17, S. 172, Abs. 534.

„dort dem Apoll oder dort der Venus <...> ein Kleid von Drapd'or“⁴⁸ hätte anziehen wollen. Es ist also wahrscheinlich, daß Goethe diese Geschichte hinzuerfunden hat, um ex negativo sein eigenes Verhältnis zu den antiken Bildwerken zu definieren.

Schließlich zeigt die Erzählung einer weiteren Narretei, daß Goethe alles daran setzt, den Landrat Hagen und sein Gebaren als Gegenfigur zur eigenen Lebensweise vorzuführen. Nach ausgiebigem Weingenuß, so schildert es Goethe, schreitet man zum Absingen schmutziger Lieder:

Bey eintretender Nacht nöthigte er seine bedrängte Hausfrau einige Lieder nach eigener Wahl zum Flügel zu singen, wodurch sie uns bey gutem Vortrag allerdings Vergnügen machte; zuletzt aber enthielt er sich nicht sein Mißfallen an solchen faden Gesängen zu bezeugen, mit der Anmaßung ein tüchtigeres vorzutragen, worauf sich denn die gute Dame gemüßigt sah eine höchst unschickliche und absurde Strophe mit dem Flügel zu begleiten.⁴⁹

Goethe erzählt, wie er durch maßlose Übertreibung dieser Späße deren Unziemlichkeit herauszustreichen versuchte und wie der ebenfalls anwesende Propst Henke „den ihm aufgedrungenen Burgunder“ aus dem Fenster schüttete.⁵⁰ Auch davon ist bei Pfarrer Weitze überhaupt nicht die Rede. Statt dessen schildert dieser einen kleinen literarischen Wettbewerb: Henke habe wegen einer Erkältung statt Wein lieber Bier trinken wollen, und man verabredete, daß alle Anwesenden in improvisierten Versen den Propst zum Weingenuß überreden sollten. Weitze zitiert die aus dem Stegreif verfaßten Gedichte, so daß kaum ein Zweifel an der Wahrheit seiner Schilderung besteht. Auch hier hat Goethe also offenbar zum Verfahren der „Dichtung“ gegriffen, um die „Wahrheit“ seiner Einschätzung des tollen Hagen erkennbar werden zu lassen. Die sehr ernsthaften Gespräche, die er mit Weitze und mit Hagen selbst geführt hat und von denen Weitze in seinen Erinnerungen erzählt, erwähnt Goethe in den ‚Tag- und Jahres-Heften‘ mit keinem Wort.

IV

Alle die Orte und Menschen, die Goethe im Verlauf der Reise besucht, repräsentieren vergangene Zeiten und überwundene Zustände. Schon bei der ersten Nennung des Gottfried Christoph Beireis nennt ihn Goethe eine „Persönlichkeit, die auf eine frühere, vorübergehende Epoche hindeutete“,⁵¹ eine Einschätzung, die vor allem auf die Art seiner Wissenschaftsausübung und seiner Sammlungsorganisation zutrifft. Der „tolle Hagen“

⁴⁸ Zitiert nach: Abenteuer Natur Spekulation. Goethe und der Harz, hrsg. von Christian Juranek, Halle 1999, S. 190.

⁴⁹ FA 17, S. 173, Abs. 534.

⁵⁰ FA 17, S. 173, Abs. 535.

⁵¹ FA 17, S. 151, Abs. 475.

wird „ein geistreich barocker Mann“ genannt,⁵² worin die Vorstellung des Schrulligen ebenso mitschwingt wie die Erinnerung an eine abgelebte Epoche. Der letzte Besuch schließlich gilt nicht mehr einem Lebenden, sondern einem zwei Jahre zuvor, 1803, Verstorbenen: Johann Wilhelm Ludwig Gleim. Goethes Verhältnis zu dem 1719 geborenen Anakreontiker und Verfasser der ‚Preußischen Kriegs- und Siegeslieder. Von einem Grenadier‘ war stets zwiespältig; in den ‚Tag- und Jahres-Heften‘ sagt er, er habe „kein Verhältnis zu ihm gewinnen“ können, nennt ihn aber doch den „edle<n>“ Gleim. An dem etwas zweifelhaften Ruf, den Gleim in der Literaturgeschichte hat, ist Goethe nicht ganz unschuldig, sowohl wegen der Charakteristik in den ‚Tag- und Jahres-Heften‘ als auch schon wegen derjenigen in ‚Dichtung und Wahrheit‘, wo Goethe ihn „weitschweifig, behaglich von Natur“ nennt und seine eigentlichen Qualitäten in der Neigung zum Schenken und Wohltun sieht, während er seine Dichtungen allenfalls der „Duldung“ für würdig erachtet.⁵³ Ganz ähnlich formuliert er auch in den ‚Tag- und Jahres-Heften‘:

ein leidenschaftliches Wohlwollen lag seinem Charakter zu Grunde, das er durch Wort und That wirksam zu machen suchte. Durch Rede und Schrift aufmunternd, ein allgemeines reinmenschliches Gefühl zu verbreiten bemüht zeigte er sich, als Freund von jedermann, hilfreich dem Darbenden, armer Jugend aber besonders förderlich. <...> Man behandelt ihn ehrenvoll, duldet und belobt seine Thätigkeit, hilft ihm auch wohl nach, trägt aber gewöhnlich Bedenken in seine Absichten kräftig einzugehen.⁵⁴

Die Spuren von Gleims Wirken, die Goethe in Halberstadt zu sehen bekommt, sind denn auch weniger die Zeugnisse von Gleims dichterischem Werk, mit dem Goethe nicht viel anfangen konnte. Sein Interesse konzentriert sich auf Gleims Rolle als Freund und Briefpartner der bedeutendsten Frauen und Männer in der Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts, zunächst auf Gleims Portraitsammlung, den sogenannten Freundschaftstempel. Dieser gab, wie Goethe schreibt, „ein schönes Zeugniß wie er die Mitlebenden geschätzt, und uns eine angenehme Recapitulation so vieler ausgezeichnete Gestalten, eine Erinnerung an die bedeutenden einwohnenden Geister, an die Bezüge dieser Personen unter einander und zu dem werthen Manne, der sie meistens eine Zeitlang um sich versammelte, und die Scheidenden, die Abwesenden wenigstens im Bilde festzuhalten Sorge trug.“⁵⁵ Der zweite Schwerpunkt von Gleims Sammlungen ist das Handschriftenarchiv, das den Grundstock der Schätze im heutigen Gleimhaus bildet. Gleims Großneffe und Nachlaßverwalter Wilhelm Körte hat Goethe (auf dessen Bitten) dreißig Handschriften aus dieser Sammlung geschenkt, darunter Briefe von Lessing, Mendelssohn, Ewald von Kleist und Göckingk sowie der früheste erhaltene Brief

⁵² FA 17, S. 173, Abs. 535.

⁵³ Johann Wolfgang Goethe, Dichtung und Wahrheit (Anm. 32), 289.

⁵⁴ FA 17, S. 176, Abs. 542.

⁵⁵ FA 17, S. 175, Abs. 541.

Gleims an Lessing vom 27. April 1757. Diese Schenkung bildet eine der Keimzellen für Goethes eigene Autographensammlung. Was Goethe an Gleims Tätigkeit schätzte, seine Menschenfreundlichkeit und Toleranz, hat er sich also gewissermaßen einverleibt, indem er schriftliche Zeugnisse dieser Gleimschen Eigenschaften seinen Sammlungen hinzufügte; im übrigen ist sein Verhältnis zu Gleim nach wie vor von kritischer Distanz gekennzeichnet.

Die Schilderung des Besuches in Halberstadt ist ein anschauliches Beispiel für Goethes autobiographisches Schreiben, das „Wahrheit“ und „Dichtung“ unauflöslich miteinander verzahnt. Wenn man die Darstellung in den ‚Tag- und Jahres-Heften‘ liest, könnte man den Eindruck haben, Goethe habe das Gleimhaus am Domplatz 31 besucht, an dem heute eine Gedenktafel an seinen Aufenthalt erinnert. „Diesmal wurden wir in seiner Wohnung von Herrn *Körte* gar freundlich empfangen, sie deutete auf reinliche Wohlhabigkeit, auf ein friedliches Leben und stilles geselliges Behagen.“⁵⁶ Von „seiner“ Wohnung spricht Goethe, und nachdem im vorhergehenden Absatz von Gleim die Rede war, wird jeder Leser annehmen, daß Goethe hier Gleims Wohnung meint. Mit größter Wahrscheinlichkeit war diese im Jahre 1805 aber gar nicht mehr zugänglich, handelte es sich doch um Gleims Dienstwohnung, die mit Sicherheit bald nach seinem Tod 1803 geräumt werden mußte. Die Gemäldesammlung befand sich 1805 in Wilhelm Körtes Wohnung am (heutigen) Domplatz 48, und dort wird Goethe auch Gleims Nichte Sophie Dorothea, genannt „Gleminde“, in ihrem „Siechbette“ angetroffen haben, denn es ist wenig wahrscheinlich, daß man die Schwerkranke in der verlassenen Dienstwohnung ihres Onkels dahinvegetieren ließ.⁵⁷

Vollends verwirrend wird es, wenn Goethe gleich nach der Erzählung über das Gespräch mit Gleminde schreibt: „Zuletzt nun unsere Wallfahrt ernst und würdig abzuschließen, traten wir in den Garten um das Grab des edlen Greises, den nach vieljährigen Leiden und Schmerzen, Thätigkeit und Erdulden, umgeben von Denkmalen vergangener Freunde, an der ihm gemüthlichen Stelle gegönnt war auszuruhen.“⁵⁸ Bis heute glauben viele Besucher des Gleimhauses in Halberstadt, das Haus am Domplatz sei das berühmte „Hüttchen“ und man habe den Dichter gewissermaßen im Gemüsegarten hinter diesem Haus beerdigt. Das Hüttchen befand sich jedoch an einem ganz anderen Ort in Halberstadt, und eben dort kann man bis heute noch Gleims Grabstätte besuchen, nämlich am „Poetengang“, einer parkähnlichen Anlage nördlich vom Gleimhaus und südlich des Fließchens Holtemme. Die gesamte Passage über den Besuch in Halberstadt ist also bei aller Genauigkeit im Einzelnen doch eine deutlich fikionalisierte Erzählung.

V

⁵⁶ FA 17, S. 174, Abs. 539.

⁵⁷ Diese Informationen verdanke ich der Direktorin des Gleimhauses, Frau Dr. Ute Pott.

⁵⁸ FA 17, S. 177, Abs. 546.

Die Komposition des Abschnitts über 1805 erzeugt ein Geflecht von Parallel- und Kontrastfiguren, von halb oder ganz erfundenen Episoden und Erlebnissen, die nur angedeutet oder ganz verschwiegen werden. Es wird deutlich, daß es Goethe nicht um eine bloße chronikalische Aufzählung von mehr oder minder unzusammenhängenden Ereignissen ging. Wie die ‚großen‘ Autobiographien sind auch die ‚Tag- und Jahres-Hefte‘ das Ergebnis einer bewußt sinnstiftenden, nachdichtenden Rekonstruktion des Erlebten, seiner Gestaltung zu einem sinnvollen und organisch gewachsenen Ganzen. Das Zufällige und Kontingente des Reiseverlaufs erscheint im autobiographischen Diskurs als sinnhaft und kohärent. Der Text der ‚Tag- und Jahres-Hefte‘ trägt noch Spuren dieser Nachträglichkeit, des absichtsvollen Komponierens. Das läßt sich an einem auf den ersten Blick vielleicht unauffälligen Beispiel zeigen.

Bei allen Besuchen, die Goethe im Verlauf seiner Sommerreise macht, ist der Reisebegleiter Friedrich August Wolf dabei. Allerdings hebt Goethe immer wieder hervor, daß Wolf sich im entscheidenden Augenblick zurückgezogen habe, sei es, daß ihn die Ungeduld überkam, sei es im Gegenteil, daß es ihm langweilig wurde. Noch bevor Beireis seine Kunstschatze vorführen kann, wird es Wolf zu bunt, wie Goethe schreibt:

Einiges <von den Kunstwerken> blieb in dem Zimmer um die Beschauer herum gestellt, immer enger und enger zog sich der Kreis zusammen, so daß freylich die Ungeduld unseres Reisegefährten allzustark erregt, plötzlich ausbrach und sein Entfernen veranlaßte.⁵⁹

Ähnlich geht es Wolf während des Aufenthalts bei Veltheim:

Aber unser theurer Gefährte, der fürtreffliche Wolf, der hier für seine Neigung keine Unterhaltung fand und desto eher und heftiger von seiner gewöhnlichen Ungeduld ergriffen ward, verlangte so dringend wieder in Helmstädt zu sein, daß wir uns entschließen mußten aus einem so angenehmen Kreise zu scheiden.⁶⁰

Und schließlich hat sich Wolf beim tollen Hagen „unendlich gelangweilt, schon zurückgezogen“,⁶¹ bevor das eigentliche ausgelassene Treiben mit schlüpfriegen Liedern und Burgundergenuß begonnen hatte. Von dem Beireisschen Wunderdiamanten behauptet Wolf, allerdings nach einer mehrfach gefilterten Überlieferung, er und Goethe hätten ihn gar nicht gesehen, und Wolf vermutet: „Möglich, daß der Besitzer Göthe’s vollgültigem Urtheil nicht traute, daß er besorgte, die wahre Natur des Bergkrystall-Geschiebes würde erkannt“.⁶² Nun ist die Szene mit dem Diamanten in den ‚Tag- und

⁵⁹ FA 17, S. 158, Abs. 492.

⁶⁰ FA 17, S. 166, Abs. 519.

⁶¹ FA 17, S. 173, Abs. 535.

⁶² Johann Wolfgang Goethe, *Begegnungen und Gespräche*, begründet von Ernst Grumach und Renate Grumach, Bd. 5: 1800–1805, hrsg. von Renate Grumach, Berlin / New York 1985, S. 635.

Jahres-Heften‘ aber eindeutig nicht erfunden, denn sie wird auch schon in den wenigen eigenhändigen Notizen recht ausführlich geschildert, die Goethe während des Besuches in Helmstedt angefertigt hat. Wolf scheint also bei der Präsentation des Diamanten tatsächlich nicht dabeigewesen zu sein, und es spricht nichts dagegen, daß er auch bei den anderen Gelegenheiten das Weite gesucht hat. Dieses Verhalten ist also einerseits eine historische „Wahrheit“, Goethe funktionalisiert es aber gleichzeitig im Sinne der „Dichtung“, der nachträglichen Sinnstiftung. Beireis nämlich beruft sich in den Kommentaren zu seinen Gemälden jedesmal auf Zeugen:

Herr Oberconsistorialrath und Probst Zöllner in Berlin weinte im Mai des vorigen Jahres in der Gegenwart seiner Frau Gemahlin, des Herrn Abt Henke und des Generalsuperintendentens Lichtenstein bei dem Anschauen dieses Gemählde. Und im Jahre vorher brachte dieses Gemählde in der Seele des Herrn Professors Stäudlin in Göttingen in der Gegenwart des Herrn Professors Pfaff eine solche Wirkung hervor, die ich nie durch irgend ein Gemählde hervorgebracht gesehen habe, besonders bei einem so geistvollen Manne. <...> Den eilften September des vorigen Jahres <1800> bellte der Hund des Herrn Raths Frankenfeld, wie er dieses selbst bezeugen kann, in seiner Gegenwart zu zwei verschiedenen Malen die auf dem Gemählde befindlichen drei Menschen an, und andere Male noch mehrere Hunde.⁶³

Goethe betont dagegen mit der auffälligen Entfernung seines Freundes, also gerade mit der Ausschaltung eines Gewährsmannes, daß die Schilderung der Erlebnisse bei Hagen, Beireis und Veltheim auf seiner – Goethes – subjektiven Erinnerung beruht, daß sie literarisch überformt ist und nicht auf ihre faktische Wahrheit überprüft werden soll.

Goethe schließt den Bericht über das Jahr 1805 mit dem Besuch des Bodetals am Ende der Sommerreise. Der Rest des Jahres, immerhin noch vier Monate, kommt in diesem Abschnitt überhaupt nicht mehr vor. Das liegt sicher in erster Linie an der Lückenhaftigkeit des Tagebuchs, das für November und Dezember 1805 gar keine Einträge enthält und für September und Oktober nur jeweils zwei, darunter so spektakuläre wie den vom 11. Oktober: „Versuch mit dem rothen Läppchen auf dem Hute.“⁶⁴ Dennoch wird man annehmen dürfen, daß sich Goethe auch ohne diaristische Gedächtnisstütze beispielsweise an die Publikation des ersten, ihm gewidmeten Bandes von ‚Des Knaben Wunderhorn‘ erinnert hat, an den Besuch des russischen Kaisers Alexander I. in Weimar am 6. November oder an den Beginn seiner naturwissenschaftlichen Mittwochsvorträge. Es müssen also andere Gründe gewesen sein, die Goethe dazu bewogen haben, die Wiederbegegnung mit dem Bodetal so pointiert an den Schluß des Kapitels 1805 zu setzen. Es heißt dort:

⁶³ Georg Christoph Beireis, a. a. O. (Anm. 29) <ohne Paginierung>. Zitiert nach Matthes, a. a. O. (Anm. 26), S. 162f.

⁶⁴ Johann Wolfgang Goethe, Tagebücher (Anm. 4), S. 189.

Da werden wir denn im ganzen bemerken, daß das Object immer mehr hervortritt, daß wenn wir uns früher an den Gegenständen empfanden, Freud' und Leid, Heiterkeit und Verwirrung auf sie übertrugen, wir nunmehr bey gebändigter Selbstigkeit ihnen das gebührende Recht wiederfahren lassen, ihre Eigenheiten zu erkennen und ihre Eigenschaften, sofern wir sie durchdringen, in einem höhern Grade zu schätzen wissen. Jene Art des Anschauens gewährt der künstlerische Blick, diese eignet sich dem Naturforscher, und ich mußte mich, zwar anfangs nicht ohne Schmerzen, zuletzt doch glücklich preisen, daß, indem jener Sinn mich nach und nach zu verlassen drohte, dieser sich in Aug' und Geist desto kräftiger entwickelte.⁶⁵

Im ‚Goethe-Handbuch‘ interpretiert Sibylle Schönborn diese Sätze so, als spreche Goethe hier „von dem Verlöschen seines künstlerischen ‚Sinns‘ zugunsten der Entwicklung seines empirisch-wissenschaftlichen Sinns“.⁶⁶ Abgesehen davon, daß es so nicht im Text steht – „indem jener Sinn mich nach und nach *zu verlassen drohte*“, schreibt Goethe – bedeuten diese Worte gerade kein Aufgeben der Dichtkunst zugunsten der Naturwissenschaft, sondern im Gegenteil eine naturwissenschaftliche Neufundierung der Dichtung, die sich in zahlreichen Werken der Jahre nach 1805 manifestiert, etwa im ‚Faust‘, den ‚Wahlverwandtschaften‘ und in ‚Wilhelm Meisters Wanderjahre‘. Der Schlußabschnitt führt das vorher in disparaten Einzelheiten Wahrgenommene unter dem Zeichen naturwissenschaftlich-organischer Betrachtungsweise zusammen: Literatur und Kunst, Wissenschaft und Biographik. Bei Gottfried Christoph Beireis war Goethe einer Naturwissenschaft ohne sinnvolle Anwendung und einer Kunstbetrachtung ohne künstlerischen Sinn begegnet, bei Karl Ernst von Hagen einer nachgerade zügellosen Form der Geselligkeit ohne literarische Bezüge (deswegen durfte in seiner Schilderung dieses Besuches auch der kleine dichterische Wettstreit nicht erwähnt werden, von dem Pfarrer Weitze erzählt), bei Gleim schließlich einer ‚abgestorbenen‘ Dichtung ohne naturwissenschaftliche Grundierung. Goethe – wie jeder Mensch – definiert sich in der Abgrenzung von den Mitmenschen, in der Feststellung von Identitäten und Differenzen. So gesehen ist die Schilderung der Sommerreise von 1805 nicht nur eine Ansammlung von Kuriositäten oder auch nur eine „köstliche <> kleine <> Novelle <>“, wie Emil Staiger schreibt.⁶⁷ Sie ist ein nicht gering zu schätzender Teil des großen autobiographischen Projekts, mit dem Goethe die chaotische Zufälligkeit seines wie jeden Lebens als organisch-planvolles Ganzes zu rekonstruieren versucht.

⁶⁵ FA 17, S. 178, Abs. 550.

⁶⁶ Goethe-Handbuch (Anm. 43), Bd. 3, S. 395.

⁶⁷ Emil Staiger, Goethe, Bd. 3, Zürich ²1963, S. 242.